



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

v. Falkenhausen: Bürokraten-Briefe : III. Literaten-Politik; die Politik der unbegrenzten Unmöglichkeiten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

aller gegen alle, wie er jetzt tobt, ist weder auf politischem noch auf wirtschaftlichem Gebiet eine Genesung möglich. Noch dürfen wir hoffen, daß die Gegenwart nur ein Übergangsstadium ist, daß sich unser Volk wieder aufrassen und Eichendorffs Worte wahr machen wird:

Und wo immer müde Fechter
Sinken im mutigen Strauß,
Es kommen frische Geschlechter
Und fechten es ehrlich aus.

Gott hat uns vor anderen Gaben verliehen, die zur Erreichung der höchsten Ziele im Völkerverleben befähigen. Jetzt kommt es vor allem darauf an, die edlen Eigenschaften unseres Volkscharakters wieder zu entwickeln und in einmütigem Zusammenstehen das Gute aus der alten mit dem Berechtigten aus der neuen Zeit auf politischem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet in harter, aber fruchtbringender Arbeit an uns und unserem Volke zu vereinigen und zu läutern. Dann werden unsere Kinder und Enkel künftig vielleicht doch einmal in Erfüllung gehen sehen, was in seinem eingangs erwähnten Gedicht des Dichters Sehrgabe prophetisch verheißt:

„Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!“



Bürokraten-Briefe*)

Don Unterstaatssekretär a. D. Freiherr v. Falkenhäusen

III. Literaten-Politik; die Politik der unbegrenzten Unmöglichkeiten

Lassen wir die Zukunft! Ob meine Voraussage über das Zurückbleiben des politischen Interesses und der demokratischen Hochflut eintritt oder nicht, wird schwerlich einer von uns beiden festzustellen Gelegenheit haben. So rasch wird auch nach meiner Überzeugung der Rückschlag kaum wirksam werden. Aber eine Unterhaltung wie die unsrige ist schließlich keine Parlamentsdebatte, in der nur Fragen von heute und morgen Beachtung und Gehör finden. Es lohnt sich immerhin, den Lauf der Dinge auch einmal aus weiterem Abstände zu betrachten. Wer sich des Abstandes bewußt bleibt, verfällt dadurch noch nicht der Weitsichtigkeit, vor der Bismarck in dem neulich von mir erwähnten Briefe warnt.

Freilich, über solche Ausblicke zu streiten, ist unfruchtbar. Lassen Sie mich lieber das Mißverständnis aufklären, das meine abfällige Bemerkung über die „Vergeistigung“ der Politik und ihre unerfreulichen Folgen verschuldet hat. Sie wundern sich bei mir über diese Scheu vor dem Geiste und fragen, ob ich eine Scheidewand zwischen der Politik und dem geistigen Leben der Zeit aufrichten wollte. Wenn

*) Nachstehende „Bürokraten-Briefe“ des bekannten Verfassers stammen aus dem Winter 1919/20. Siehe auch „Grenzboten“, Hefte 44/45 und 46.

eine solche Scheidewand denkbar wäre, würde ich alles tun, um sie niederzulegen! Sie wissen, ich schwöre auf Platons Wort, daß nur der den Staat gut leiten kann, der Höheres kennt als den Staat. Ich kann es also nur als beschämenden Mangel ansehen, wenn der Staatsmann für seine Person nicht die Höhenluft des geistigen Lebens atmet. Was ich ironisch Vergeistigung der Politik schalt, ist ihre unorganische und, wie ich's nannte, unredliche Verquickung mit Methoden, Anschauungen und Idealen aus dem höheren Gebiete, deren unvermittelte Übertragung, stets zu dem unerfüllbaren Verlangen nach unmittelbarer Verwirklichung jener Ideale bereit, in der leztthin geschilderten Literatenpolitik ihre Gefährlichkeit nur zu deutlich erwiesen hat. Wollen Sie sich an einem Beispiel überzeugen, was dabei herauskommt, wenn man die Politik mit Künstleraugen ansieht, so lesen Sie einmal das „politische Geständnis eines Künstlers“, mit dem Meyer-Graefe den „Ganymed“ (Blätter der Marées-Gesellschaft) von 1919 einleitet. Es ist ein als Kriegsteilnehmer gedachter Bollblutkünstler, den der bekannte Kunstschriftsteller seine politischen Wandlungen während des Krieges erklären und deuten läßt. Bei Kriegsbeginn, überwältigt von der Begeisterung der Tat, marschiert er freudig in Reih und Glied. Dann kam das abstoßende Einerlei des Schützengrabens, ein Kriegsdasein, das nicht jahrelang halten konnte, was der erste Aufschwung versprach. Und da es an Führern fehlte, die mitzureißen wußten — ihre „schlechten Köpfe“ sind ihm gleich anfangs aufgefallen, und freilich, neben den edlen Charakterköpfen von Erzberger, Scheidemann, Cohn-Nordhausen und Liebknecht können sich die Alltagsgesichter Hindenburg und der Seinen nicht sehen lassen — so steht der einst begeisterte Vaterlandsverteidiger heute bei den radikalen Revolutionären. Aber er spielt schon mit dem Gedanken an eine neue Wandlung, für den Fall, daß auch die Revolution ihn enttäuschen sollte. Denn er nimmt für sich als sein gutes Recht in Anspruch, seinen politischen Standpunkt vom Eindruck der Persönlichkeiten, vom Rhythmus des Geschehens, von der Farbigkeit der Ereignisse bestimmen zu lassen, ohne sich um Gründe, politische Systeme und Parteiprogramme zu kümmern.

Ganz recht! In dieser Weise wirkt die Politik nicht allein auf Künstler, sondern auch auf andere Zeitgenossen, auf die Massen, überhaupt auf alle — die eben nicht politisch denken. Wer so auf politische Eindrücke reagiert, bekennt sich damit als Objekt der Politik, nimmt nur passiv an ihr Teil. Der aktive Politiker muß mit diesen Wirkungen rechnen, muß sich auf sie einstellen, mit ihnen arbeiten. Wer ihnen unterliegt, wer dadurch, wie der Held jenes Künstlergeständnisses blindlings von einem Gegensatz in den anderen geschleudert wird, muß Unheil anrichten, wenn seine Auffassung und Denkart irgendwie zu politischem Einfluß gelangen.

Unser Künstler ist nicht der erste beste. Die tonangebende Persönlichkeit seines Wortführers bürgt dafür. Sein Geständnis gibt sich auch nicht etwa als psychologische Studie, als dichterisches Seelenbild in der Art wie Tollers „Wandlungen“. Es will augenscheinlich eine Rechtfertigung des politischen Verhaltens bestimmter und bedeutsamer Kreise der Künstlerschaft und eine Begründung ihres Standpunktes sein. Darüber hinaus aber scheint es mir bezeichnend für das politische Denken und Empfinden der „Intellektuellen“ überhaupt, und mag so zur Beleuchtung des Verhaltens jener Gruppen dienen, die ich Ihnen als Vorkämpfer der Politifizierung und Demokratisierung vorführte.

Es ist kein Wunder, daß diese Kreise, die Geistigen, wie sie sich heut gerne

nennen, Künstler und Dichter voran — mit Ausnahme allerdings, und auch das ist kennzeichnend, aller wahrhaft Großen —, politisch so leicht dem Radikalismus verfallen. Je feiner eine Natur organisiert ist, je stärker sie empfindet, um so tiefer wird sie von der Unzulänglichkeit des Irdischen ergriffen, um so leidenschaftlicher bäumt sie sich auf beim Anblick aller der Grausamkeiten, die der schaffenden Natur, auch auf dem Gebiete menschlichen Zusammenlebens, beliebte Mittel für ihre verborgenen Zwecke sind. Wo dies starke und edle Gefühl nicht durch sicheren Instinkt oder kritischen Verstand geleitet wird, wo nicht religiöser Sinn oder philosophisches Unterscheidungsvermögen den Trieb nach Vollkommenheit und Harmonie dahin weisen, wo er Heimatsrecht besitzt: ihn aus dem Zeitlichen ins Ewige, aus der Welt der Erscheinungen ins Transszendentale, aus dem Sozialen ins Reich der Persönlichkeit, mit dem bekannten Wort F. Th. Vischers gesagt: aus dem unteren in den Oberstock der Menschheit hinüberretten, da wird der Drang nach Weltverbesserung übermächtig und rennt den Wirklichkeitsinn und das Verantwortlichkeitsbewußtsein über den Haufen. So sind gerade die feinsten Geister, wenn in ihrer Entwicklung nicht durch besonders glückliche Fügung jene überwachenden Kräfte mit der Verfeinerung gleichen Schritt gehalten haben, am meisten in Gefahr, eingefangen und mitgerissen zu werden, wenn der Radikalismus mit der Peitsche knallt, um die Entwicklung der Menschheit zum Galopp anzutreiben. Und die weniger feinen Gefährten, Jünger und Mitläufer legen Wert darauf, sich an ihrer Seite zu halten. Sie sind es auch, die bei der Stange zu bleiben pflegen, wenn jene Edleren sich enttäuscht in der Erkenntnis abwenden, daß die Zeit ihren gleichen Schritt, unbekümmert um alles Getnall und Geißelschwingen, weitergeht. Die Schläge aber, wenn solche literarische Weltverbesserungswut Gewalt über die Politik bekommt, treffen den Staat, dem sie mit der Forderung im Nacken sitzen, ihre Ideale von heut auf morgen in die Wirklichkeit unzusetzen.

Das ist der Grund, weshalb ich zugunsten der Staatskunst für reinliche Scheidung zwischen Ober- und Unterstock eifere. Es heißt eine Kunst verderben, wenn man von ihr verlangt, was sie ihrem Wesen nach nicht leisten kann.

Die Staatskunst hat freilich nicht erst seit gestern unter solchen unbilligen Forderungen zu leiden. Schon die Erklärung der Menschenrechte, die aus den Konstitutionen der amerikanischen Freistaaten in die der ersten französischen Republik und von da in so viele neue europäische Verfassungen übergegangen ist, nannte unter den Aufgaben des Staates die Sorge für die „Glückseligkeit der Einwohner“. Ebenfogut könnte man in einen Wegebauplan die Pflasterung der Milchstraße hineinschreiben! Kein geringerer als Jakob Burckhardt sieht in der verfassungsmäßigen Festlegung dieser Menschenrechte den verhängnisvollen Beginn einer unseligen Verwischung der Grenzen zwischen den Aufgaben des Staates und denen der Gesellschaft und beklagt es, daß man dem Staate „in sein täglich wachsendes Pflichtenheft schlechtweg alles oktroyiert, wovon man weiß oder ahnt, daß es die Gesellschaft nicht tun werde“. „Man will eben“ — sagt er und rührt damit an den letzten Grund unseres politischen Elends, „man will die größten Hauptsachen nicht mehr der Gesellschaft überlassen, weil man das Unmögliche will und meint, nur Staatszwang könne dieses garantieren“. Er kann es aber nicht! Er kann es am allerwenigsten. Man tut dem Staate Unrecht und man tut ihm Schaden, wenn man von ihm verlangt, was bestenfalls die Gesellschaft in allmählicher, Jahrhunderte währendender Entwicklung zu

erreichen vermag: die Veredelung der Grundbedingungen menschlichen Zusammenlebens. Er versäumt darüber seine angestammten Pflichten, die Staatskunst verödet über dem hoffnungslosen Abmühen an unerfüllbaren Aufgaben, Regierende wie Regierte werden verdröhten und enttäuscht durch die Danaidenarbeit, und auf dem Boden ununterbrochener Enttäuschungen wächst die tödliche Erbitterung aller gegen alle, die schließlich, im Kampfe aller gegen alle endend, den Staat selbst zerstört. Mich dünkt, die Geschichte der Politik seit der Erklärung der Menschenrechte ist ein einziges, erschütterndes Bild dieses Entwicklungsganges.

Der andere Teil, die Gesellschaft, deren Aufgaben der Staat an sich gerissen hat, fährt nicht besser bei dieser Grenzverrückung. Selbst der begeistertste Verfechter der Staatsallmacht wird nicht zu behaupten wagen, daß die Glückseligkeit der Einwohner wohl gediehen sei, seit der Staat ihre Förderung pflichtmäßig übernommen hat. Wir alle sind vom Gegenteil überzeugt. Der Eindruck, daß Glück und Lebensfreude im modernen Leben immer spärlicher blühen und immer härter um ihr Recht zu kämpfen haben, ist so zwingend, daß keiner sich ihm entziehen kann, so sehr wir uns dagegen sträuben und so wenig sich ein beweisbarer Vergleich anstellen läßt. Den modernen Staat hierfür als Hauptschuldigen haftbar zu machen — statt der Weltanschauungskrise, die im Grunde das Wesen des Modernen bestimmt —, wäre eine Lächerlichkeit, die Sie mir nicht zutrauen werden. Ohne Mitschuld aber sind seine Übergriffe ins persönliche Leben nicht. Wenn das Glück der Erdenkinder einzig in der Persönlichkeit wurzelt — und über diese Grundwahrheit bedarf es zwischen uns keiner Verständigung —, dann muß es leiden, wenn die Persönlichkeitswerte und ihre Pflege vom Geiste der Zeit vernachlässigt werden, wenn die sozialen und politischen Ideen sich auf ihre Kosten einseitig und im Übermaß auswachsen und breit machen und sie aus dem Mittelpunkt des Denkens und Lebens verdrängen. So steht es in unserer Zeit. Das öffentliche Leben überwuchert das Persönliche. Die Arbeit am eigenen Ich, die einzige Handhabe, die dem Menschen gegeben ist, um an seinem und seines Nächsten wahren Glück zu weben, tritt in den Hintergrund. Sie muß ja auch an Triebkraft verlieren, je mehr auf dem Felde, das sie zu bestellen hat, von der Allgemeinheit, vom Staate verlangt und erhofft wird. Sie werden selbst die vielbesprochene Wahrnehmung bestätigt gefunden haben, daß die Selbstverantwortung des einzelnen verkümmert, wo die Staatsfürsorge für die Sicherstellung seines Daseins verantwortlich gemacht wird. Die Beziehungen von Mensch zu Mensch aber verlieren ihre Eigenart und ihre Wärme, wenn einer dem anderen nur noch als Staatsbürger gegenübersteht. Am grellsten tritt dies zutage, wenn ein soziales Verhältnis durch öffentlich-rechtliche Regelung schematisiert wird. Nicht allein patriarchalische Verhältnisse müssen dadurch absterben, was ich nicht anstehe als schmerzlichen Verlust zu beklagen; auch kameradschaftliche Bande aller Art sehen wir gelockert und durchschnitten, und die großartige, aber unpersönliche, finster-trozzige, mit Hilfe von Terrorismus zusammengehaltene Gemeinbürgerschaft der Arbeitermassen bietet, menschlich betrachtet, einen schlechten Ersatz.

Von dem geistigen Leben der so politisierten Massen sagte ich lezt hin, es verfallende der Verödung durch die einseitige Zuspizung alles Denkens auf die Politik. Sie halten mir zur Entgegnung das leidenschaftliche Bildungsstreben vor, das die Sozialdemokratie in unserer Arbeiterschaft geweckt habe. Ob sie es geweckt hat oder ob es ihr entgegengekommen ist, bleibe dahingestellt. Es ist jedenfalls bewunderungs-

wert und hat mich in seiner Hingabe und Opferfreudigkeit oft tief ergriffen. Mit einem Gefühl allerdings, dem ähnlich, mit dem Goethe in dem venezianischen Epigramm des Pilgers und seiner Beseligung durch einen falschen Begriff gedenkt. Sind es nicht Steine, die diesen nach geistiger Nahrung Hungernden statt Brotes von der nur auf politische Dressur bedachten Partei gereicht werden? Ist die dogmatisch verknöcherte, in Sumpfe eines platten Materialismus und Utilitarismus erstickende sozialistische Volksbildung, ist diese Volksversammlungsretorik, diese tendenziöse Geschichtsklitterung, diese rabulistische Zusammenstellung nationalökonomischer und statistischer Einzelheiten, dieser Absud aus Haeckels „Welträtseln“ und der Religionsphilosophie eines Adolf Hoffmann — eine Partei, die es fertig gebracht hat, ihm das Kultusministerium zu übertragen, hat eigentlich das Recht verwirkt, über Kulturfragen überhaupt mitzureden —, ist das alles, frage ich Sie, überhaupt Bildung? Ist es nicht in Wahrheit eine trostlose Verödung und Verflachung der Volksseele, gemessen an der Kultur vergangener Zeiten, wie sie uns in Volkskunst, Volkslied und Volksbräuchen überliefert ist? Zeigt nicht das Geistesleben eines weltabgeschiedenen Alpennestes, das sich die alte Sitte seiner Mysterienspiele erhalten hat — ich meine nicht das Allerveltspassionsdorf in Oberbayern mit seiner auf die Schaulust von Globetrotters berechneten Münchener Malkastentheatralik —, zeigt es nicht in all seiner Enge, seiner Dumpsheit und seinem Aberglauben mehr Reichthum, mehr Farbe, mehr Seele, fast möchte ich sagen: auch mehr Freiheit als jene parteipolitische Abrihtung?

Als ich neulich davon sprach, daß der Staat sich wieder auf seine Nachtwächterrolle befinden müsse, fragten Sie mich ganz bestürzt, ob ich denn in Menschheitsfragen den Entwicklungsgedanken abgeschworen hätte. Im Gegenteil! Gerade weil ich mich — selbst in den Tagen des Bolschewismus, des Friedens von Versailles und der jungen deutschen Republik — an diese Hoffnung festklammere, gerade deshalb will ich nicht, daß der Räder von Staat mit seinen plumpen Fingern an diese Dinge rührt. Die Entwicklungen der Kultur — das viel mißbrauchte Wort in seinem wahren, noch unentweichten Sinn angewandt — vollziehen sich im Oberstoc der Menschheit leise und eigenwillig nach ihren eigenen Gesetzen. Die gutgemeinten Hilfen und Förderungsabsichten, die aus den Niederungen des praktischen Lebens regelnd, richtunggebend, beschleunigend hinaufreichen möchten, haben sich von jeher als heillose Störungen erwiesen. Laßt die droben in Ruhe! Laßt sie wirken und weben, wie der Geist sie treibt! Das Beste, was ihr tun könnt, ist, ihnen eine treue Schildwacht sein gegen feindliche Mächte, gegen die Rückfallzuckungen des Faustrechts. Weit besser jedenfalls, als wenn ihr die Ideale bei dem hoffnungslosen Versuche, sie vor den Karren der Zeit zu spannen, in den Staub der Alltäglichkeit herabzieht! Dabei wird nur das Ideal staubig und die Alltäglichkeit auf den Kopf gestellt. Es führt kein Weg zur Fata Morgana eines Paradieses auf Erden. Die ihn immer aufs neue zu bahnen versuchen, verwüsten dabei nicht allein die Saatfelder, die uns das tägliche Brot spenden, sie verlieren auch die Richtung nach einem Menschheitsziele, das wahrlich mehr bedeutet als ein irdisches Paradies.

